

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 14.

Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.

No. 7.

Damals, als ich noch ein Kind war und das Leben mich stets so freundlich umarmete, wie ein blühender Rosen- garten im Juli, fragte mich ein und wie- der wohl mein Vater: „Sag' einmal, Junge, was willst Du werden?“

Brompt lautete dann jedesmal meine Entgegnung:

„Drohschutzhüter!“ Als ein hebräischer Koffelentler hoch oben auf erhabenem Sitze zu thronen, die Weisheit, das Symbol drohschutzhüter- licher Macht, in Händen, stolz nieder- schauend auf die zu Fuß vorübergehende Menge und endlich zu jeder Stunde, zu jeder Minute mit der geliebten, ehlen Kostbarkeiten zu können, das ich meinem lieblichen Blauden der Gipfel alles irdischen Glückes. Und lange, lange gab es für mich nichts Höheres auf Erden, als einen Drohschutzhüter.

Eines Tages aber fand ich doch noch etwas Anderes, was mir bei Weitem be- grenzbarer erschien. Der König nämlich kam in meine Heimatstadt und hielt dort seinen feierlichen Einzug. Am Bahnhof wurde er empfangen, und dann ging die Fahrt durch die Stadt nach dem alten Regierungsschloß, wo der Kaiser während der Dauer seines Aufenthaltes wohnen wollte. Da sah ich ihn nun sitzen in prächtiger Uniform, im vier- spännigen Wagen mit Equipage und Leibjäger, eine Schwadron Husaren als Eskorte vor und hinter dem Gefährt, dann die zahllosen Wagen, in welchen das Gefolge Platz genommen, und endlich hörte ich die dröhnenden Hufe einer nach Tausenden zählenden Menschenmasse, die freudig dem König den Weg bahnen wollten. Das Alles geriet mir doch noch besser, als der Drohschutzhüter oben auf seinem Sitze, und als es Abend wurde, und ich das Stimmengewirr und Schreien hörte, da schlich ich mich zum Vater in sein Arbeitszimmer, legte meinen Kopf auf seine Kniee und schlieferte:

„Ich will doch nicht Drohschutzhüter werden!“ „Ah! Warum denn nicht? Die Ge- sellen das doch so? Hast Du etwas Besseres gefunden?“

„Ja! Ich möchte König werden!“

„Da laßt der Vater sich über mich freuen, streichelte mein blondes Haar und meinte:

„Darüber wird wohl viel Wasser in das Meer fließen müssen, mein Junge!“

„Wir ahnten Beide nicht, daß ich schon nach acht Tagen thronenden Königs am Sarge des geliebten Vaters sitzen sollte und mit kindlichen Schauer hinter- blicken in die dunkle Gruft, in die ihn die ersten Männer mit den langen, schwarzen, gepfeiften Manteln hinein- gebettet hatten.“

Dann kamen fremde Leute zu mir, und ich kam zu fremden Leuten, da die Mutter schon lange tobt war, und nach oft klug an mein Ohr die Frage:

„Was willst Du werden?“

Aber ich fand nicht mehr den Muth, den Fragesteller das zu antworten, was ich einst dem Vater geantwortet hatte:

„Ich möchte König werden!“

Aus dem Herzen indessen wollte mir dieser Gedanke nicht weichen, und Jahre lang trug ich ihn verwichen mit mir herum, bis — ja, bis ich klug wurde und verständlich wie die anderen Leute und an keine Kindertäume mehr glaube.

Die Jahre zogen in das Land, sie machten mich alt und älter, und schon lange waren aus meinem Herzen alle jene kindlichen Begriffe von Glück gewichen. Viele Tausende hatte ich wohl von Glück sprechen hören. Der Eine hielt ein großes Rittergut mit glänzenden Re- venue für das Beste auf der Welt, ein Anderer Ruhm und Ehre, ein Dritter sah in der rationellen Benutzung aller Wirtschaftsmittel sein Glück, aber Alle kamen darin überein, daß König zu werden nicht als ein gar so großes Glück angesehen werden könne.

Ich stimmte ihnen damals zu, und dann kam doch eine Zeit, wo ich mit jeder Faser meines Herzens, mit allen meinen Kräften danach strebte — König zu werden!

Die Lächeln, Verzweiflung? Aber hören Sie zu und dann sprechen Sie Ihr Urtheil!

In der Nähe des Ortes, wo ich damals als großstädtischer Arzt wohnte, sollte ein glänzender Kaisermandor mit großer Schlupparade stattfinden. Auf dem riesigen Felde, das zu diesem Zweck bestimmt worden war, hatte man große Tribünen aller Art aufgeschlagen, deren Plätze mit Gold aufgemessen wurden, so daß ich, ein ziemlich unbekannter Arzt, sehr reich war, durch Ankauf ein Billet ohne Auf- schlagpreis zu erhalten. Von weit und breit waren Leute gekommen, um dem glänzenden Schauspiel beizuwohnen, und so war es kein Wunder, wenn am bestimmten Tage schon zu früher Morgen- stunde die Landstraße, die zum Parate- feld führte, mit Equipagen, Reitern und Fußgänger in hellen Scharen bedeckt war, trotzdem die Witterung — es war im September — sich empfindlich kühl zeigte, und Jupiter Pluvius von Zeit zu Zeit seinen Schirm über uns niederließ.

Endlich sah ich, am Ziele angelan- gen, nach vielem Hin- und Hergehen, meinen Platz gefunden und war eben da- bei, durch das Fensterglas eintrüg das Pa- radefeld so wohl, wo sich eben die Trup- pen sammelten, wie auch das Publikum auf den Tribünen zu müssen — der Kaiser war mit seinem Gefolge noch nicht eingetroffen — als ich plötzlich durch ein „Glockenläuten“ in jener geschloßen und kurzwiligen Weisheit geführt wurde. Ich sah auf: eine junge Dame, welche an

mir vorüber, um den Platz neben mir einzunehmen. Sie war schön, meine Nachbarin, in der That; besonders die großen, dunklen Augen fesselten mich, und ich konnte nicht umhin, verflochten hin und wieder nach den köstlichen, blühenden Blumen hinzu- schauen. Ueber Eines aber mußte ich mich im Stillen wundern: die Dame war trotz der unbehaglich kühlen Witterung nur leicht bekleidet, sie trug weder ein Jaquet, noch einen Mantel, ein Umhang, der mir, dem Arzt, natürlich sofort auf- fiel, und mir Veranlassung wurde, im Stillen meine Erfahrungen über alle möglichen Erkältungskrankheiten an mir vorübergehend zu lassen.

Da schaltete zum Paradeplatz her ein lautes Fanfarensignal und sah im selben Augenblick erschallen brausenbe Hoß! die Luft: der Kaiser kam, und das glänzende Schauspiel nahm seinen Anfang. Ich bemerkte aber bald, daß meine schöne Nachbarin bei Weitem nicht so gefesselt wurde von dem prächtigen Treiben, als ich anfänglich geglaubt hatte; ich sah, wie sie ihre Schultern bewegte und wie ihr zartes, feines Gesicht jene weiche För- dung annahm, die man bei srischenen Leuten zu sehen Gelegenheit hat; es war klar, auch meine Nachbarin for, ja sie for, wie ich zu bemerken glaubte, sehr empfindlich.

Ich sah sie mir ein Herz: „Gnädigste Fräulein,“ sagte ich, „ich sehe zu meinem Bedauern, daß es Sie freilich. Würden Sie mir wohl erlau- ben, Ihnen ihren Mantel holen zu dür- fen, den Sie doch ohne Zweifel in Ihrem Wagen zurückgelassen haben werden?“

Sie sah mich einen Augenblick er- staunt an, dann lächelte sie leise und meinte:

„Ja, ja, leider habe ich den Mantel im Wagen zurückgelassen, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir den freundlichen Dienst, ihn zu holen, leisten wollen, — aber das geht nicht an!“

Und wieder lächelte sie und zeigte da- bei eine Reihe reißender, schneeweißer Zähne.

„Und warum nicht?“ fragte ich er- staunt.

„Weil wir,“ gab sie zur Antwort, „da- bei die Rechnung ohne die hohe Polizei gemacht haben!“

Ich mag in diesem Augenblick wohl sehr verblüfft dreingesehen haben, denn meine Nachbarin fuhr fort:

„Es ist wirklich so, wie ich sage! Ich lieh, als ich vorhin hierher kam, meinen Mantel im Wagen, weil ich glaube, ihn jederzeit bekommen zu können. Als ich ihn aber haben wollte, wurde mir von einem sehr bediensteten aufstehenden Schutzmänn entgegnet, daß jetzt jede Verbin- dung zwischen den Tribünen und dem Wagenhalteplatze verboten sei und bis zum Schluß der Parade auch verboten sein werde, da der Raum zwischen beiden Stellen von durchziehenden Truppen be- nutzt werde. Meine freundlichen Worte waren vergebens, der Diener der heiligen Ordnung auf dem Paradebelle berief sich auf seine strengen Vorschriften.“

„Das ist aber in der That bedauer- lich,“ entgegnete ich, „denn ich sehe, gnä- diges Fräulein, daß sie frieren!“

„Ich kann's nicht in Rede stellen!“ meinte sie lächelnd.

Etwas zögernd kam mir meine An- wort über die Lippen:

„Darf ich Ihnen wohl meinen Lieber- rook zur Verfügung stellen? Die Um- hänge entsprechender dieses Anerbieten; wenn Sie den Rock überhängen, werden Sie vor jeder Kälte geschützt sein, und ich bin ohne ihm warm genug gefehlt!“

Darf ich? fragte ich, und zog den Rock von dem Schultern. Sie erröthete über und über und sagte:

„Ich weiß wirklich nicht, ob ich das Anerbieten annehmen darf.“

Wiesbaden, und als ich dort eines Tages in den prächtigen Anlagen vor dem Kur- hause lustwandelte, sehe ich mich plötzlich der Langgesichteten gegenüber.

Aber wie verändert war sie! In tiefes Schwarz von Kopf bis zu Fuß gekleidet, stand sie vor mir; ihre früher so rosigen, frischen Züge waren erschreckend bleich geworden, und die Augen, die damals so kindlich heiter in die Welt blickten, waren tief eins, und ein schwerer, unlag- barer, still getragener Schmerz sprach deutlich aus ihnen.

Sie hatte mich sofort wieder erkannt und reichte mir die Hand.

„Gnädigste Komtesse,“ sagte ich leb- haft, „diese Freude über das Wieder- sehen — wie wird sie mit bezaubernd durch Ihre Trauerkleidung.“

Sie neigte das Haupt.

„Das Unglück,“ entgegnete sie leise, „hat stark an unsere Worte geklopft und auch seinen Einzug bei uns gehalten; mein Vater und meine Mutter starben in einem Monat!“

Ich wich nicht mehr, ob ich irgend eine der auf solche Mittheilungen ablin- gende landläufigen Phrasen geantwortet habe — das aber weiß ich, daß mich ein aufrechtiges, tiefes Bedauern für das schöne Mädchen an meiner Seite er- füllte.

Wir schritten langsam durch die An- lagen.

„In solchen Zeiten,“ sagte meine Be- geleiterin, „wird man fühlbar älter.“

„Aber diese selbe Zeit,“ fiel ich ein, „die das Unglück gebracht, wird auch die leise und sanfte Trösterin sein können.“

Ich hörte sie schwer athmen.

„In der Regel ist sie es,“ sprach sie leise, „aber nicht immer!“

Ich hatte es wohl gemerkt, daß ihre Stimme zitterte; sie hatte mich auch beim Sprechen nicht angesehen, sondern schaute vor sich nieder, hier und da einen kleinen Riesel, der im Wege lag, mit dem Sonnenstrahl der Seite schielend.

„Werdn Sie an die Versicherung meiner verzichtlichen Theilnahme glauben, Komtesse?“ fragte ich.

„Eine solche ist selten geworden in unseren Tagen,“ entgegnete sie.

„Aber Sie dürfen mir glauben!“

„Darf ich das?“ fragte sie und wieder- trat mich ein seltsamer Blick aus ihren Augen. „Ich bin wohl spezialisiert geworden in diesen letzten schweren Tagen; so manch' Einer hat mich seiner Theilnahme ver- sichert, und wenn ich dann einmal an diese অপল্লবিত, war sie nicht mehr da, eine schnell verborene Blume!“

Schmerz trug, neben jenem um den Tod der Eltern. Aber was konnte es sein? Ich vermutete mir den Kopf; doch ich fand keine Antwort auf diese Frage. Tausend Möglichkeiten schossen mir durch das Gehirn, taubend Möglichkeiten lehnte ich wieder ab. Es stand bei mir fest, die Komtesse um Aufklärung zu bitten, so bald ich sie wieder sprach. Aber es vergingen zwei Tage, ohne daß ich sie trotz eifriger Suchens finden konnte.

Verzweifelt lag ich am Abend dieses zweiten Tages in meinem Zimmer, als mir ein Hoteldiener einen Brief überreichte: eine feine, zierliche Damenhand hatte ihn geschrieben, — ich wußte sofort, wer die Absenderin war, häufig erbrach ich ihn und las:

„Geehrter Herr Doktor! Wenn ich eines Freundes bedarf, waren meine Abschiedsworte, als wir uns neulich trennten. Und Sie fragten mich, ob die Hälfte bedürfte! Das sind die beiden Gründe, die mich zu diesem Schreiben veranlassen. Ich be- darf eines Freundes und ich bedarf der Hälfte! Mehr, viel mehr, als Sie ahnen! Ich drehe zusammen unter der Last dessen, was ich zu tragen habe, und ich suche jemand, dem ich mich mittheilen, mich offenbaren kann. Wollen Sie dieser Jemand sein und in einem verschwiegenen Herzen begraben, was ich Ihnen heute, gezwungen von den dringenden Umständen, sagen muß? Ich wage es, denn Sie sprachen zu mir, so freundlich zu mir, daß ich mein Ver- trauen nicht für übel angebracht halten darf. Also hören Sie.“

Nach dem plötzlichen Tode meiner El- tern stellte es sich heraus, daß unsere Verhältnisse keineswegs so glanzreich waren, als sie erschienen, daß man diese vielmehr dürftige nennen mußte. Ich kam erbebend — alle jene Vergnügungen, die mich einst unrauschter, gab ich gern und freudig auf, was lag mir an ihnen? Was konnte mir daran liegen, jezt besonders, wo ich so tief elend bin! Die glänzenden Kofferkasten, die ich hatte, verkaufte ich, um Schulden zu decken, und verließ die Stadt, daß über das Vermögen meines Vaters der Konkurs eröffnet wurde. Ich, wie gesagt, kann erwidern, gern und freudig — aber nicht mein einziger Bruder Richard! Er ist Offizier, im Leicht- sinning und leichtleblich, und diese Reue- gungen haben sich bei ihm um so leichter und härter entwickelt, als ihnen vom Vater durch viele reiche Geldspenden immerdar Vorschub geleistet wurde. Und hätten diese Geldspenden nur für meinen Bruder ausgekehrt! Aber er machte Schulden in beträchtlicher Höhe, er spielte stark — und lassen Sie es mich kurz sagen! — heute geht mir ein Brief zu, in dem er mir mittheilt, daß er innerhalb 24 Stunden, das heißt bis morgen Mittag 3 00 Uhr zu bezahlen habe, widrigen- falls er sich genöthigt sehe, zur Waise zu greifen. Sein Kredit ist erschöpft, läßt sich erschöpfen — und der meine? Bei weitem nicht! Ich habe Niemand auf der Welt, nähere Verwandte sind nicht vorhanden, und die entfernteren sind von Richard schon so oft in Anspruch genom- men worden, daß mir der Muth fehlt, ihnen etwas zu sagen. Und dann die entsetzliche Furcht! 5000 Mark bis morgen Mittag! O, es ist furchtbar! Werden Sie es mit in dieser Noth ver- zehren, wenn ich mich an Sie wende, ob Sie Hilfe, Rath wissen? Sie fragen mich, ob ich der Hälfte bedarf! — nun wohl, retten Sie meinen einzigen Bruder! Zu innigem Danke wäre ich Ihnen verpflichtet!

Käthe Verbaß.“

Ich sprang auf, febrilhaftes Klirren ergieß mich, mein Entschluß stand fest. Noch in dieser Nacht wollte ich nach Berlin reisen, wo Richard Verbaß in einem Garde-Regiment diente, rechtzeitig konnte ich am anderen Vormittag in Berlin sein.

Aber ich mußte eilen. Ich schrieb der Komtesse ein paar Worte, in denen ich ihr meinen Entschluß kundgab, schickte sie durch einen Boten in ihr Hotel, und kurz darauf schon fuhr ich, von ihrem heißesten Segenswünschen begleitet in die schweigende Nacht hin- ein.

Ich war im Einzelnen, in dem ich mich allein befand, eingeschlossen, da wollte mich ein furchtbarer Sturz, eine momen- tane Todensünde folgte, und dann erhob sich draußen ein lautes Wehklagen und Schreien. Hastig öffnete ich das Fen- ster und blickte hinaus; keine Laternen- lichter sah ich in der Hölle; ich sah nur die Angst auf mein Ohr.

Der Zug ist entgleist!“

Furchtbare Situation mitten in der Nacht, mitten im freien Felde, mitten mit von bewohnten Orten entfernt! Und sofort kam mir der Gedanke, daß diese Vergebung vielleicht ein Wen- schenleben kosten könnte! Es war mir, als sollte mir das Herz versagen vor langer Erwartung, als ich an den Zug übertrat mit der Frage herantrat:

„Wie lange glauben Sie, daß wir hier liegen müssen?“

„Drei bis vier Stunden ohne Zwei- fel!“ war die Antwort.

„Um Gotteswillen! Und wann werden wir da in Berlin eintreffen?“

„Vor morgen Nachmittag wohl in Lei- nem Falle!“

Ich wußte die Hand auf das Herz zu legen — es schlug doch gar zu laut. Was thun? Was thun? Das war der einzige Gedanke, der mich beschäftigte.

Ich wollte telegraphiren — es war kein Telegraph da! Ich sagte den ver- zweifelten Entschluß, bis zur nächsten Station zu Fuß zu gehen und dort einen Eilzug zu bestellen.

„Den können Sie dort nicht bekom- men, sagte mir der Zugführer. Der Zug ist nur eine kleine Haltestelle, und selbst, wenn Sie ihn dort telegraphisch hinbeordern könnten, würde darüber immer so viel Zeit vergehen, daß auch wir inzwischen von hier losgekommen sind!“

„Wie lange glauben Sie, daß wir hier liegen müssen?“

„Drei bis vier Stunden ohne Zwei- fel!“ war die Antwort.

„Um Gotteswillen! Und wann werden wir da in Berlin eintreffen?“

„Vor morgen Nachmittag wohl in Lei- nem Falle!“

Ich wußte die Hand auf das Herz zu legen — es schlug doch gar zu laut. Was thun? Was thun? Das war der einzige Gedanke, der mich beschäftigte.

Ich wollte telegraphiren — es war kein Telegraph da! Ich sagte den ver- zweifelten Entschluß, bis zur nächsten Station zu Fuß zu gehen und dort einen Eilzug zu bestellen.

„Den können Sie dort nicht bekom- men, sagte mir der Zugführer. Der Zug ist nur eine kleine Haltestelle, und selbst, wenn Sie ihn dort telegraphisch hinbeordern könnten, würde darüber immer so viel Zeit vergehen, daß auch wir inzwischen von hier losgekommen sind!“

„Ich hätte laut aufschreien mögen vor Angst und Entsetzen. Wenn Richard bis morgen Mittag das Ged nicht hatte und wenn er dann —“

„Barmherziger Himmel, ich darf's nicht weiter denken!“

„Das müßte ihr Tod sein!“

„Nun, furchtbar lange Stunden ver- ronnen. Endlich hörten wir durch die Nacht hin das Schreien des heran- nahenden Hülfszuges; zwei große feurige Augen leuchteten weiter. Nach einigen Minuten, die mich ebenso viele Ewigkei- ten dünkten, stiegen wir in den angekom- menen Zug und fuhren weiter.“

„Auf der nächsten Haltestelle machte ich den Versuch, zu telegraphiren, mein Neben- näpfe nichts, die Post war ge- schlossen, und beinahe hätte ich noch über meine Unterhandlungen die Abfahrt des Zuges veräußert.“

Endlich, endlich dämmerte der Morgen! Wie bleiern sah der Himmel aus! Wie unheilvoll! Ich schüttelte mich, als ob mich das Fieber gepackt hätte.

„Vorwärts! Vorwärts, guter Lokomo- tivführer, vorwärts, du ahnst es ja nicht, daß es ein Menschenleben gilt!“

Dann kamen wir in einen großen Ort, die Post war schon geöffnet, ich gab sofort eine telegraphische Geldanweisung auf und theilte dabei mit, daß ich selbst im Auftrage der Komtesse in Berlin ein- treffen werde.

„Kahnplanmäßig sollte der Zug um zehn Uhr Morgens in Berlin sein, — um vier Uhr Nachmittags erst waren wir dort.“

„Stadtbahnhof Friedrichstraße!“ In fliegender Eile stürzte ich die Treppe hinunter, reihe dem Schutzmänn sah die Drohschutzhüter aus der Hand, rufe dem Kaufherr die Adresse zu und dann noch die Worte:

schöner noch, viel säher, als damals — Du hast mich in Dein Herz geschlossen, und hast mir dieses kleine und doch so un- endlich reiche Herz zum Eigenthum ge- geben, daß ich darin schalten und walten soll wie ein König in seinen Ländern. Siehst Du, Käthe, so hat sich jener Kin- dertraum doch noch erfüllt; es ist zur Wahrheit geworden, was ich sehnte und begehrte — ich weiß es nun, wie Einer König wurde!“

Und aus dem Thale heraus schallte das alte Lied der Wogen, das sie einst san- gen, als Siegfried auf dem Nibelun- genlande kam, und das sie noch singen werden, wenn das letzte Menschenpaar sich in seliger Stunde vereint haben wird — das alte Lied von Glück und Liebe.

Schneidige Meldung. Es war vor einigen Jahren, als ich meine ersten Rekruten in einer kleinen polnischen Grenzstadt ausbildete. Mein Schwadronchef, ein sehr vornehmer Herr, dabei aber im Dienst tollfahrig streng, näherte sich meinen Abtheilungen.

„Herr Lieutenant,“ sagte er, „ziehen Sie Ihre Rekruten zusammen und lassen Sie die Leute einzeln im Rekrutensalopp an mich herankommen und mir eine Mel- dung aus dem Felddienst bringen!“

Nun waren aber die Hälfte meiner Leute Polen, und in der kleinen polnischen Stadt hatten dieselben auch wenig Deutsch gelernt. Sie kamen zwar vorschritts- mäßig angepörrt, melbten aber: „Aus dem Arrest entlassen“, „vom Urlaub zu- rück“, und „keineswegs“. — „Herr Lieuten- ant,“ sagte mein Chef, „sind das Mel- dungen aus dem Felddienst? Ich muß mich sehr wundern, daß die Leute so wenig gelernt haben!“

„Herr Lieutenant,“ wagte ich zu er- widern, „meine deutschen Rekruten wissen ganz genau Bescheid!“

„Dann schenken Sie sich selbst einen aus und lassen Sie ihm mir eine vernünftige Meldung bringen!“

Nun hatte ich unter meinen Rekruten einen ehemaligen Schauspieler, auf dessen Einbildungskraft ich mich glaube ver- lassen zu können.

„Man schau!“ rief ich, und soglich kam derselbe vorschriftsmäßig heran- galoppirt und melbte: „Von der Spitze der Avantgarde wird gemeldet: Das Dorf hinter dem Föhrenwald abseht und vom Feinde besetzt ist. Wei- der, Freise und Kinder drängen sich heulend und schreiend auf den Offizern herum, während der frausame Feind die Unglücklichen mordet.“

„Genug, genug!“ rief mein Chef, indem er sich noch hinten überbeugte, „Mann, Sie sind verückt! — total verückt!“ — „Sprachen, wemete sein Kopf und bestieg den Exercierplatz.“

Zur Warnung. In den Dörfern des Großherzogthums Hessen und in Baden sind man in frühe- ren Zeiten in Ubad ausgehät, das zwei Bauern darstellte, die sich um eine Kuh stritten; der eine hatte an den Hör- nern, der andere am Schwanz angegriff und so territen sie hin und her, während ein dritter auf einem Altenbindele stehend — das war der Adokat — in aller Ge- mütlichkeit die Kuh melkte. Ein besag- licher Spruch darunter lautete:

„Sicht hier zwei Bauern, Kunz und Hans, um eine Kuh im Streit wohl Born. Der eine hält das Thier am Schwanz, Der andre an den Hörnern vorn. Schwanzbauer zum Dornbauer spricht: „Die Kuh ist mein, ich laß sie nicht!“

„Nein, mein ist sie!“ der Begner schreit. Ein dritter Mann ist still beim Streit, Er laßt nur wie ein Schelm zuhau, Und melkt indess für sich die Kuh. Glaubt Ihr, ich mein' den Adokaten? Ich laß' Euch Zeit, es zu erathen.“

Kelch richtig. Daß (dem ein sehr schlechtes Essen vorgelegt wird): „Aber bei dem Essen vermagt Einem ja aller Appetit!“

„Wirklich,“ Was wollen Sie denn machen?“

Ein Ueberrücklicher. „Nach Schmidt hat die Zeit dem Glück- lichen — noch rascher dem Dürftigen. Bekommt Einem ein Glas Bier und dieses wird nicht sofort herbeige- schickt, da heißt es gleich: „Eine polke Stunde ist's“ ich da und ein Mensch bringt ein Bier.“

Ein quäntlicher Gatte. „Nun, Frau Meyer, was schreibt Herr Gemahl aus Italien?“

„Wenig... aber es scheint dort schon Sommer zu sein!“

„Ja, hat er Ihnen vielleicht einen blühenden Olivenweig geschickt?“